



1 In Wolfgang Schnabls Cellowerkstatt
 2 Geigenbauer-Denkmal in Bubenreuth
 3 Ein „Montagnana Aureus“ aus Schnabls Werkstatt
 4 Bundeskanzler Konrad Adenauer bei einem Besuch 1957 in Bubenreuth
 5 Geigenbaumeister Wolfgang Schnabl



3

Saitenweise Meisterstücke

Wenn auf einer der großen Konzertbühnen dieser Welt die weichen Töne eines Cellos erklingen, stehen die Chancen sehr gut, dass dabei auch Fränkisches mitschwingt. Denn die Instrumente, die Wolfgang Schnabl in seiner Bubenreuther Werkstatt fertigt, begeistern Musiker weit über die Grenzen Frankens hinaus.

Fein säuberlich hängen die Werkzeuge an der Wand, in der Luft liegt der Geruch nach Holz und Lack und am Boden ringeln sich feine Holzspäne. Mittendrin verfeinert Wolfgang Schnabl mit dem Hobel in geübten, fließenden Bewegungen die geschwungenen Formen eines Cellos.

Es ist ein langer Prozess, bis aus Fichtenholz und geflammtem Ahorn ein fertiges Cello entsteht. Nur etwa sechs Instrumente baut Schnabl pro Jahr. „Mehr will ich auch nicht“, betont er. Der Geigenbaumeister arbeitet allein und macht jeden Arbeitsschritt am Instrument selbst. „Sonst fehlt mir der Bezug“. Zwar kommen für die größeren Arbeiten durchaus Maschinen zum Einsatz, „schließlich arbeiten wir ja auch nicht mehr bei Kerzenlicht“, wie Schnabl scherzt. Doch alle Feinheiten, die für den Klang von maßgeblicher Bedeutung sind, werden von Hand ausgeführt – vom Formbrett über die Zargen und die „Schnecke“ am Cellohals bis zum Leinöllack, mit den die fertigen Celli acht- bis zehnmal bestrichen werden.

Trotzdem fällt es ihm nicht schwer, wenn eines seiner Celli die lichtdurchflutete Werkstatt in **Bubenreuth** verlässt. Wenn Schnabl hört, wie der neue Besitzer zum ersten Mal den Bogen über die Saiten streichen lässt, „ist das für mich ganz, ganz befriedigend“. Deshalb hält er wenn möglich auch Kontakt zu seinen Instrumenten: entweder durch CD-Aufnahmen, bei denen seine Celli zu hören sind, oder mit den Musikern selbst. „Manchmal sagen sie mir, dass mein Instrument aus ihnen einen besseren Musiker gemacht hat – da bekomme ich Gänsehaut.“

Geballte Kompetenz in der Geigenbauersiedlung

Dass solche Qualität im Instrumentenbau ausgerechnet aus dem kleinen **Bubenreuth** in der Fränkischen Schweiz kommt, ist kein Zufall. Es war nach dem Zweiten Weltkrieg, als viele sudetendeutsche Flüchtlinge eine neue Heimat suchten. Unter ihnen waren viele Geigenbauer aus **Schönbach** im tschechischen

Egerland, das bereits seit dem 17. Jahrhundert ein Zentrum des Geigenbaus war. Bürgermeister und Landrat erkannten die Chance für den kleinen Ort und ließen ab 1949 neben dem Altort Bubenreuth die „Geigenbauersiedlung“ errichten. Die Grundstücke dafür stellten Landwirte zur Verfügung. Rund um den Eichenplatz, auf dem heute eine Geigenbauerstatue steht, zogen schon im ersten Winter die ersten Geigenbauerfamilien ein – und der Aufstieg Bubenreuths zum Zentrum des europäischen Saiteninstrumentenbaus begann. Zehn Jahre nach der Grundsteinlegung wohnten bereits rund 1.600 Menschen in der neuen Siedlung. Quasi jedes Haus in den Querstraßen rund um den Eichenplatz war in den Instrumentenbau involviert: Hier entstanden Geigen, Bratschen, Cello und Gitarren, hier wohnten die „Zulieferer“ wie Holzhändler, Steg-, Bogen- und Wirbelmacher oder Saiten- und Etuihersteller. Sogar eine eigene Geigenbauschule gab es für einige Jahre.

Elvis und die fränkische Qualität

Auf den Instrumenten aus Bubenreuth spielten legendäre Bands, Orchester, Stars und Virtuosen: Von Yehudi Menuhin und dem Bayerischen Rundfunkorchester bis zu Elvis, den Beatles und den Rolling Stones. Mehr darüber erzählt die Ausstellung „Vision Bubenreuth“ im Rathaus des Ortes. Sie spart auch nicht aus, dass in den 1970er Jahren günstige Instrumente aus asiatischer Massenherstellung den fränkischen Instrumentenbauern starke Konkurrenz machten. Viele Bubenreuther Werkstätten wurden unrentabel und verschwanden. Dennoch haben hier heute noch rund 30 Werkstätten ihr Zuhause. Dazu kommen weitere im nahen **Erlangen, Röttenbach** und **Baiersdorf**, die die oftmals lange Familientradition fortführen.

Ähnlich war es auch bei Wolfgang Schnabl – allerdings auf Umwegen. Auch sein Vater war Geigenbauer, doch der junge Wolfgang hatte anderes im Sinn. „Mein Vater hat damals vor allem für Firmen gearbeitet, doch unterm Dach gab es bereits eine eigene kleine Geigenwerkstatt. Die die Musiker kamen, belagerten sie das Wohnzimmer und wir Kinder mussten nach draußen.“ Dazu kam, dass Schnabl zwar viele Jahre Geige lernen musste, doch keine rechte Freude daran hatte. „Mein Geigenspiel war eher brotlos und ich habe viele Lehrer verschlissen“, erinnert er sich.



5



4

Deshalb entschied sich Schnabl Anfang der 1980er Jahre für eine Lehre als Nachrichtengerätetechniker bei Siemens in Erlangen. „Diese Lehrjahre möchte ich nicht missen“, erzählt er weiter, „dort habe ich gelernt, wie man mit Werkzeugen umgeht und auf den Tausendstel Millimeter genau arbeitet. Das ist mir leicht gefallen, aber dennoch hat mir das Kreative gefehlt.“ Noch parallel zur Lehre bewirbt sich Schnabl, angespornt vom Erfolg seines Vaters bei einem Geigenbauwettbewerb, bei der berühmten Geigenbauschule in Mittenwald – und wird aufgenommen.

Vor allem der Bau von Geigen und Bratschen stand auf dem Stundenplan. Auch als Schnabl als Geigenbaumeister nach Bubenreuth zurückkehrt war, fertigte er zunächst nur Violinen; bis ihm 1991 ein internationaler Wettbewerb in Paris zum Anlass wird, sich an einem Cello zu versuchen. Sein erstes Instrument schafft es auf Anhieb ins Finale. Auch bei weiteren Wettbewerben sorgten seine Instrumente für Aufmerksamkeit, und durch Empfehlungen und Mund-zu-Mund-Propaganda fanden immer mehr Proficellisten den Weg in Schnabls Werkstatt.

Lernen von den großen Meistern

„Zunächst habe ich, wie es bei Saiteninstrumenten üblich ist, vor allem historische Instrumente kopiert“, blickt Schnabl zurück. Vor allem die Celli des großen venetianischen Geigenbauers Domenico Montagnana hatten es ihm angetan. Doch schon bald entwickelten sich aufgrund der Kundenwünsche auf der ganzen Welt seine Celloformen, die heute aufgereicht in seiner Werkstatt hängen. Geradezu liebevoll streicht Schnabl über die geschwungenen Formen eines seiner Modelle mit dem Namen „Montagnana Aureus“: seinem „goldenen Mittelweg“ zwischen historischem Instrument und modernen Ansprüchen.

Zwanzig bis dreißigtausend Euro ist der Preis für eines seiner Instrumente, den Profi-, aber auch leidenschaftliche Hobby Musiker gerne zu zahlen bereit sind. Ihre Beziehung zum Instrument ist dabei so innig wie die des Meisters zu seinen Werken – da wundert es nicht, dass eine Cellistin ihr Instrument „Wolff“ getauft hat.

■ Sisi Wein (Redakteurin)

www.schnabl.de
www.bubenreuth.de